

Robert Hiller.

Eine Familien-Geschichte von Bernhard Müllner. (Fortsetzung.)

Eben waren die letzten Töne des schwermüthigen Liebesverlungens und Alles drängte sich entzückt und applaudirend um die Sängerin am Klavier, als die Thür sich öffnete und der Sohn des Hauses, gefolgt von dem Fremden, über die Schwelle trat.

Alle Blicke richteten sich voll Spannung und Interesse nach dem Bekannten.

Es war ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren, hoch und schlank gewachsen, der Anflug eines dunklen Vollbartes umfäunte sein interessantes, ein wenig blaßes Gesicht, und die braunen Augen blickten, als er jetzt herintrat, erlaunt, beinahe fragend drein.

Der Konjul stieß einen leisen Schrei aus, seine zitternden Hände umklammerten frampfhaft die Lehne des Stuhles, aber Niemand bemerkte seine Erregung bei der allgemeinen gespannten Aufmerksamkeit, die sich auf den Fremden richtete; nur das kluge Auge der Hausfrau hatte den Vorgang erfaßt.

„Ich bitte die Gesellschaft um Entschuldigung, daß ich so lange wegbleibe“, rief Adolf im Herintrreten erregt, „aber, Vater! Mutter! denkt Euch meine trostlose Verurteilung, als ich in dem ‚fremden Herrn‘, den ich aufzusuchen ging —“

„Weinem Vater?“ sagte Aurelie treuherzig in die allgemeine Stille hinein, „aber Niemand achtete auf sie.“

„Keinen Anderen widerstand“, fuhr Adolf nach der kleinen Pause, die er absichtlich gemacht hatte, fort, „als meinen alten Freund Hiller — Robert Hiller, von dem ich Euch so viel erzählt und von dem wir eben noch vorhin sprachen.“

Die ganze Gesellschaft kam in Bewegung und näherte sich voll Interesse und Theilnahme dem jungen Mann.

Durch Alle hindurch aber drängte sich lebhaft Frau Sophie und ergaß Hillers Hand.

„Wie bin ich erregt, Sie zu sehen!“ rief sie aus, „Willkommen in unserem Hause! Tausend Mal willkommen!“

Als der Konjul dies hörte und sah, wie seine Gattin des Fremden Hand in den ihrigen hielt, schien es einen Augenblick, als wollte er hervorzuflühen, um sie von einander zu trennen, aber er sah sich gewaltsam und trat nur noch mehr zurück.

„Unsere Familie hat eine doppelte Pflicht der Dankbarkeit gegen Sie“, fuhr inzwischen Frau Warrentadt fort, „trotzdem haben Sie meinen Sohn wie einen Bruder in seiner Krankheit gepflegt, und heute haben Sie das Leben meiner Tochter gerettet!“

Robert Hiller verbeugte sich. „Ich bitte, gnädige Frau, Sie sind allzu gütig!“ sagte er nicht ohne Verlegenheit.

Adolf sah verwundert auf seinen Vater. Da dieser sich nicht rührte, nahm er Hiller an der Hand und führte ihn dem Konjul mit den Worten zu:

„Lieber Vater, darf ich Dir meinen besten Freund, Robert Hiller, Journalist aus Berlin, von dem ich so oft sprach, vorstellen?“

Der Konjul atmete tief und schwer, murrte einige unverständliche Worte, drehte sich aber weg dabei.

Adolf wurde immer erlaunter. „Nehme doch meinem Freunde die Hand und heiße ihn willkommen!“ sagte er. Da der Konjul sich immer noch nicht rührte, führte der Sohn seine Hand und fügte sie laut in die Robert Hillers.

Aber als ob ihm glühendes Eisen die Hand brenne, so zuckte Warrentadt bei dieser Berührung zusammen. Alle seine Fassung hatte ihn verlassen, und indem er des Fremden Hand von sich schleuderte, rief er völlig außer sich:

„Fort von mir, Unverschämter! Wie können Sie es wagen, mein Haus zu betreten? Entfernen Sie sich augenblicklich!“

Und mit stolzer, beinahe trotziger Geberde deutete er nach der Thür.

Robert Hiller trat zurück, verbeugte sich vor der Gesellschaft und ohne ein Wort zu erwidern, schritt er leise und ruhig dem Ausgange zu. Dort wandte er den Kopf, und ein flammender Blick schloß aus seinen dunklen Augen nach dem Konjul hin, dann war seine hohe Gestalt hinter der Thür verschwunden.

Eine außerordentlich peinliche Stille war eingetreten. „Wir hatten ihn ja hierher gebeten!“ sagte dann Frau Sophie mit ihrer tiefen Stimme.

„Nun kam auch Neben in den wie erstarrt stehenden Sohn des Hauses. ‚Vater!‘ rief er empört, ‚was soll das heißen? Wie darfst Du meinen Freund so behandeln?‘

„Ja, bester Freund“, fiel der Bürgermeister ein, „warum zeigen Sie dem Wohlthäter Ihres Sohnes —“

„Dem Vater Ihrer Tochter —“, sekundirte lebhaft der Rechtsanwalt.

„Warum zeigen Sie diesem netten jungen Manne die Thür?“

Ein lautes, fragendes Gemurrel erhob sich rundum. Der Konjul blickte hilflos umher. „Warum? Warum?“ wiederholte er verwirrt.

„In der That, verehrter Freund“, erscholl des Pastors

Bredigerton, „was hab' dieser stürmische Auftritt in unserem friedlichen Kreise?“

Der Konjul streich sich wie suchend mit der Hand über die Stirn. „Weil — weil —“, stammelte er. Nun hatte er gefunden, was er gesucht. „Weil er es ist, der jenen schändlichen, verleumdenden Artikel gegen mich geschrieben hat!“ rief er erleichtert aufatmend.

„Ah! Ah! — Unmöglich! — Unglaublich! — Wer hätte das gedacht! — Welch ein Schurkenstreich! — Diese Frechheit, sich hier einzudringen!“ So tönte es in allen Tonarten, in Moll und Dur, wirr durcheinander; nur Frau Sophie sagte kein Wort, sie hatte so viel zu denken.

Zum Glück erklangen in diesem Augenblick aus dem Nebenraum die lodenden Töne des ersten Walzers, und rasch sich zu Paaren vereinigt, stimmte das junge Volk jubelnd dazu, und gleich darauf drehten sich die Tanzenden im fröhlichen Kreise. Die Alten folgten, plaudernd und zuckelnd, oder sich zum Nichts niederlegend, und bald war der peinliche Vorfall vergessen, oder es schien es wenigstens, es blieb ja für die folgenden Tage noch genug Stoff zu allerhand Vermuthungen und willkürlichem Stadtklatsch.

Es war längst nach Mitternacht. Die letzten der Gäste waren gegangen, es wurde allmählig still in den Zimmern und auf den Treppen, die Wächter schliefen, und tief, nächtliche Ruhe lag über der Villa des reichen Konjuls.

Nur der Hausknecht war noch wach. Raslos schritt er in seinem Zimmer auf und nieder, die Frauen hinter zusammengesogen und besitzig, unartikulirte Worte ausstößend, war er in einer verzweifelten Stimmung.

„Ah, er war ja so allein — ganz allein — er hatte keinen Freund, dem er sich anvertrauen durfte, dem er sein Herz hätte öffnen können! — Seine Frau? Nein, niemals! — Ihr am wenigsten — sie hatte bereits Verdacht geschöpft, er füllte sie. Sie würde ihn nie vergeben können!“

Wie gebrochen ließ er sich am Tische nieder, stützte den sorgenschweren Kopf in die Hand und zog wieder den Brief hervor. Da stand es, was ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen hatte! was er nicht glauben, nicht für möglich halten konnte, und wovon er doch eben den schrecklichen, augenscheinlichen Beweis gehabt hatte!

Der Kopf sank ihm schwerer in die Hand, die Gegenwart entschwand vor seiner Seele, und die Vergangenheit zog an seinem flüchtigen Geiste vorüber.

Es war die gewöhnliche Geschichte gewesen. Er war so jung damals und leichtsinnig — mehrere Jahre vor seiner Verheirathung — und sie war so schön! Sie war mehr als schön, sie war gut und bescheiden. Er hatte sie wirklich sehr lieb, doch war an eine Heirath unter den damaligen Verhältnissen nicht zu denken gewesen. Sie lebten nur ihrem stillen, verschwiegenen Glücke und dachten gar nicht an die Zukunft. — Da stiftete sie ihm eines Tages unter heißen Thränen ein süßes Geheimniß ins Ohr. Er tröstete sie mit dem Versprechen, daß er ihr Kind anerkennen, es zu sich nehmen, ihm ein wahrer Vater sein würde. Es war, wie gesagt, die alte Geschichte! Um dem Geschwäg der Leute vorzubeugen, sandte er sie tief ins Land hinein nach einer kleinen Stadt zu einer braven Handwerkerfamilie. Dort schenkte sie ihm einen Sohn.

Er behielt sie mitunter in aller Heimlichkeit, der Straße gegen eine gute Erziehung, kam auf das Gymnasium, später an die Universität. Er hatte ihn nach seiner Mutter Tode viele Jahre nicht mehr gesehen, nur gehört hatte er es und zu von ihm und in spätkindlichen Briefverkehr mit ihm gestanden. Aber jetzt — jetzt war er hierher gekommen — hier in die Stadt! Was wollte er von ihm? Standal machen? Er stürzte es.

Er wohnte im Hotel drüben am Strande und hatte ihm am vergangenen Tage einen Brief geschickt — diesen Brief! — worin er forderte, daß der Konjul das seiner Mutter gegebene Versprechen nunmehr erfüllen und ihn öffentlich als seinen Sohn anerkennen solle. Der Teufelsjunge! In in seine, des Konjuls und Großhändlers, Familie aufnehmen! War er denn verrückt? Schließlich drohte er, wenn sein lieblicher Vater ihn nicht freiwillig zu sich rufe, so ihm zu kommen und ihn im Schoße seiner Familie aufzuwachen. Ah! ah! und er hatte es gethan, war wirklich zu ihm gekommen! Zwar hatte der Ueberredete, Ueberfallene den ihm zugesprochenen Schlag nicht dinstig parirt — aber was sollte nun werden? Wenn der Junge halsstarrig war, wenn er auf seinem Verlangens beharrte —

— Es war ja undenkbar. Er, der Konjul Warrentadt, der erste Mann der Stadt, mit allen kommunalen Ehrenämtern betraut, er, der den Bürgermeister und die angesehensten Häupter der Stadt zu Freunden hatte, er sollte nun vor Aller Augen als Zielscheibe des Gelächters und des Spottes dienen? — Ein erwählter Sohn, der plötzlich aus den Wolken herabfiel — wie man sich'seln, — wie man spottet, schmähen und lachen würde — ah! ah! Es war entsetzlich, nicht zum Ueberdachen. — Und der Wirthspol, der Redakteur — welcher ein willkommener Stoff für sein Wochen-Klatschblatt!

Der Kopf war dem einlam glühenden Manne ganz herabgesunken, er berührte fast die Tischplatte, es war, als ob eine unerträgliche Hitze auf seinem Nacken lastete. Und jetzt trat ihm heiße Thränen in die Augen — er dachte an seine Frau — welche Demüthigung für sie,

und für die Kinder! — Er sprang auf, es litt ihn nicht länger in dem Sessel. In einem Ausweg! Einen Ausweg aus diesem schrecklichen Dilemma! Mit großen Schritten durcheilte Konjul Warrentadt sein Zimmer, und durch die Stille der Nacht hallten die Fußstapfen des Ruhelosen noch lange wieder.

Endlich hatte er einen Entschluß gefaßt und, als der bleiche Morgen schon durchs Fenster lugte, zu kurzem, unerquicklichem Schlummer sein Lager aufgelacht.

Es war mehrere Stunden später. Das Hotel des Städtchens lag breit und weiß auf dem großen Plage und badete sich in der Vormittagssonne. Aber in dem kleinen Zimmer mit dem schmalen Fenster nach dem Hofe zu war es fast dunkel. Robert Hiller saß in dem engen, ungemüthlichen Räume, mitten unter seinen umhergestreuten Kleidern und Resteffekten, neben dem offenen, leeren Koffer, auf dem einzigen Stuhle und starrte trübsehnig vor sich hin.

Eben hatte ihn Adolf Warrentadt verlassen. Das gute Herz des wackeren Burichen hatte ihm keine Rüge gegeben, es drängte ihn, so früh es noch am Tage war, zu dem Freunde und Studiengenossen, dem er so viel Dank schuldig war, den er lieb hatte und dem er doch zürnen sollte, weil er seinen Vater beleidigt, indem er jenen nichtswürdigen Artikel schrieb. Es war auch das Erste, was er dem Freunde vortraf und worüber er eine Erklärung verlangte.

Robert Hiller war erlaunt, empört. Er hatte den Artikel in der Landeszeitung natürlich nicht geschrieben und dies Adolf auf das Heiligste versichert. Adolf hatte ihn auch geglaubt und war dann gegangen, mit den erneuten Versicherungen unanfechtbarer Freundschaft und dem lebhaft geküßerten Hauhe, daß es ihm gelingen möge, den Freund mit seinem Vater zu versöhnen. An der Thür noch hatte er dem Freunde die Hand gedrückt und ihm gesagt: „Ich liebe Dich, wie einen Bruder.“

Wie einen Bruder — ja!

Robert Hiller blieb in einer schwer zu beschreibenden Stimmung zurück. Adolf war ein so braver Junge, er mußte ihm gut sein, von Herzen gut. Um feinerwillen wollte er den Vater schonen — und dennoch, nein, er konnte ihm nicht vergeben! Nach Allem, was geschehen — ihn noch zu verleumben — nachdem er ihm vor allen den Leuten wie einem Bettler die Thüre geöffnet, ihn auch noch einer niederträchtigen Handlung zu beschuldigen — es war zu empörend, zu schändlich! Sein ganzer Stolz bäumte sich heftig und zornig in ihm auf, er wollte — ja, was wollte er?

Da klopfte es. Auf sein kurzes „Dreiein!“ öffnete sich die Thüre und — Konjul Warrentadt stand vor ihm!

Robert Hiller war aufgeschreckt. Das Blut schloß ihm sich und haß in Stirn und Wangen, seine Hand zu rühren war Erregung, indem sie die Lehne des Stuhles frampfhaft umspannte.

Der Konjul hatte rasch die Thür hinter sich zugezogen und blieb an der Schwelle stehen, trennte die Arme über der Brust und sah Robert Hiller lange und streng an.

Dieser kamme auf. „Ja, komm nicht nur an“, rief er, „so sieht ein Bekannter aus! Denn nicht wahr, ich bin ein Verleumbder, ein Schwächschreiber, ein Schurke?“

Der Konjul blickte unruhig umher. „Hiller!“ sagte er dann leise.

„Hiller!“ wiederholte der junge Mann mit einem höhnischen Aufsatzen, „laß doch endlich diese Komödie spielen!“

„Sind wir hier allein?“ fragte Jener vorsichtig, „kann uns Niemand hören?“

Robert Hiller zuckte verächtlich mit den Schultern und antwortete kalt: „Sei unbelorgt, wir sind ganz ungestört.“

Der Konjul kam näher. „Bist Du wahnstinnig geworden?“ sagte er heftig, „dieses skandalöse Einbringen in mein Haus!“

Der junge Mann war sehr ruhig geworden. „Ich habe mich nicht in Dein Haus eingebürgert“, erwiderte er mit stolzer Gelassenheit. „Nur ich nicht glauben, daß Du selbst mich riefst, da Adolf kam und mich freudbefahlend einlud, in Dein Haus zu kommen, indem er mich von Vater und Mutter grüßte? Mühte ich da nicht glauben, daß diese Einladung die Antwort auf meinen flehentlichen Brief sei?“

„Flehenlich? Doch einzel!“

„Auf welche Weise konntest Du Deine Einwilligung edler und würdiger zu erkennen geben, als indem Du meinen Bruder zu mir landest?“

Der Konjul machte eine abweisende, beschwörende Bewegung.

„Ja, meinen Bruder“, wiederholte Jener ruhig und unbeirrt, „um mich von seiner Hand bei den Deinen einzuführen zu lassen!“

Der Konjul mußte sich auf den Stuhl niederlegen, das Stehen wurde ihm zu schwer.

Robert Hiller trat einen Schritt von ihm zurück. „Ich mußte ja nicht“, fügte er hinzu, „daß Du Adolf unser Geheimniß verdrögen hättest.“

„Gott sei Dank, mein Sohn weiß nichts!“ kenchte der Konjul.

Robert Hillers trug leuchtend und seine Stimme klang sehr bewegt, indem er weiter sprach:
„Als ich, geführt von meinem Bruder, zu Dir in's Haus trat, zitterte ich vor Freude und Erwartung. Das Heim, von dem ich so oft geträumt hatte, sollte ich nun in Wirklichkeit sehen! — Wie ein Vorfertiger, so welchen Gemüthes, so dankbaren Sinnes, so voll von guten Wünschen kam ich zu Dir — und Du jagtest mich von Deiner Schwelle wie einen Hund!“

Konjul Warrenstadt hatte die Hand über die Augen gelegt und schrie: „Ich bin zu hart gewesen“, sagte er nach einer Weile bewegt, „zu übereilt. Aber bedenke doch meine Ueberaschung, meine Verzweiflung. Ich mußte doch der Gesellschaft gegenüber, der ich nicht so ohne Weiteres sagen konnte, daß Du — mein Sohn seiest, irgend eine Ausrede erfinden.“ Plötzlich streckte er die Hand nach dem jungen Mann aus und rief: „Du stimmst also nichts Böses gegen mich, nicht wahr? Wir wollen Freunde sein, wie früher, und Du — Du verläßtst unsere Stadt! Nicht so?“

Robert Hiller blickte ihn finstern an, ohne seine ausgestreckte Hand zu berühren. „Nein“, sagte er fest und bestimmt, „nach dem, was geschehen ist, bleibe ich!“

„Du bleibst?“

„Als Du mich nur meines Namens und eines Vaterhauses beraubt hast, konnte ich schweigen. Jetzt aber, da Du auch meine Ehre in den Augen der Welt schmähst, ist es meine Pflicht, zu sprechen und Alles zu sagen.“

„Alles?“ das Wort brach sich leuchtend aus des Konjuls Munde.

„Ja“, rief Robert Hiller, nun immer erregter werdend, „ich will endlich als Dein Sohn anerkannt sein, ich will in meine Rechte eintreten, und um dies zu erreichen, werde ich kein Mittel scheuen!“

Der Konjul hatte sich mißsam und schwer erhoben. Er trat dicht vor den jungen Mann hin, so dicht, daß sein heißer Athem Roberts Wangen streifte. „Es ist also Dein Ernst“, stieß er in dumpfem, erschauernem Tone hervor, „Du willst die Schande öffentlich machen?“ — Treibe mich nicht zum Kerker! Ich könnte —! Er packte ihn hart und während an den Schultern.

„Vater!“ Robert Hiller, todtensich geworden, sprach nur das eine Wort, aber in einem Tone, daß der Konjul unwillkürlich von ihm zurücktrat, ihn einen Augenblick sprachlos anließ und dann in heftiger Gemüthsbewegung beinahe taumelnd auf den Stuhl niederfiel. Man hörte ihn unter den Händen, die er vor das Gesicht geschlagen hatte, dumpf schluchzen.

Robert, in nicht minderer Erregung, lehnte sich an die Wand und bläute, trübe und finstern, ins Vere hinaus.

Keiner sprach ein Wort lange Minuten hindurch, endlich richtete sich der Konjul auf. „Mein Gott! mein Gott!“ keuchte er schwer und sah sich nach seinem Sohne um. Da wieder sich nicht regte und ihm auch die Augen nicht zuwandte, stand er auf und trat zu ihm hin, aber seine Stimme klang jetzt ruhig, fast weich, als er zu ihm sagte:

„Höre mich, Robert, ich will noch einmal in Güte mit Dir reden, denn ich weiß, daß Du ein gutes Herz hast. — Siehst Du nicht selbst das Unmögliche Deines Wunschens ein? Was verlangst Du von mir? Daß ich mich öffentlich an den Pranger stelle, daß ich vor aller Welt den Fehler meiner Jugend eingestehen soll? Du denkst nicht an die Schande, an das Hohngelächter, an mein verlorenes Ansehen! — Ich sehe die grünen Bänder meiner Geschäftsfreunde — ich höre das triumphirende Lachen meiner Feinde und Neider.“

Robert Hiller war frohig den Kopf zurück. „Was kümmert mich das Geschwätz der Leute!“ rief er, „wenn Du ein Herz für mich hättest, wärdst Du nicht darauf fragen!“

Des Konjuls Stimme wurde immer weicher, beinahe flehend:

„Und meine Familie! — Bedenke, daß Du meiner armen Frau das Herz brichst. Und Wolof — und meine unglückseligen, reinen Töchter — werden sie nicht auch gebrandmarkt?“

Der junge Mann blickte ungerührt, in seinem Auge lodte eine düstere Flamme. „Ich trage das Brandmal seit dem Augenblicke meiner Geburt!“ rief er wild. „Hier — hier brennt es!“ Er schlug sich gegen die Stirn.

„O, Robert —“, fuhr der Konjul wie bittend fort, „bin ich nicht stets gut gegen Dich gewesen? Habe ich nicht auf alle mögliche Weise Dir den Lebensweg zu eben und zu mildern gesucht?“

„Du?“ Robert Hiller sah seinem Vater fast feindselig ins Auge, und seine Stimme klang unendlich bitter. „Ich habe mein Leben gefristet, indem ich für Zeitungen schrieb und Unterricht erteilte — mitunter habe ich auch gehungert!“

Der Konjul schüttelte. „Ist nicht Dein eigener Angehoriam daran schuld gewesen, daß ich Dir schließlich meine Unterstützung entzog? — Wie benutzt Du Deine Zeit in Berlin? — Statt fleißig zu studiren, triebst Du Dich in Gesellschaft von Schaulustigen und Zeitungschreibern umher und schreibst das Leben eines Wäschtüchlers. Um das Maß voll zu machen, hast Du die Rechte, selbst Schaulustiger werden zu wollen. Das brach endlich meine Geduld!“

Robert hatte den Kopf ein wenig gesenkt. „Ich habe — Deinetwegen — jene Künstlerträume aufgegeben“, sagte er. „Du weißt es nur zu gut, daß ich jetzt bereit bin, die Stellung, die Du mir anweist, einzunehmen.“

„Ich habe Dir nichts anzuweisen. Du bist alt genug geworden, um Dich nun selbst zu ernähren. Ich habe für Dich gethan, was ich konnte, habe für Deine Knabheit gesorgt, habe Dir eine gute Erziehung gegeben.“

„Du?“ Wieder kam der bittere, schneidende Ton von Robert Hillers Lippen.

„Wer sonst?“

„Meiner guten, armen Mutter — ihr allein verdanke ich meine Kenntnisse, meine Erziehung. Es ist allein ihre Wert!“

„Wie?“

Robert Hillers Stimme brach plötzlich in Weichheit, und in seinen Augen schimmerte es leuchtend, als er fortfuhr:

„O, wie hat sie für mich gearbeitet — mein gutes, liebes Mütterchen! Da das keine Jahrgeld, das Du ihr ausgelegt hastest, kaum zu mehr, als zur Bezahlung der Miete hinreichte, suchte sie uns durch einen kleinen Handel zu ernähren. — Als ich zehn Jahre alt war, schreibt Du, sie solle mich zur See schicken, oder zu einem Handwerker in die Lehre geben. — Ist es nicht so? Antworte mir!“

Konjul Warrenstadt blickte finstern vor sich hin und nickte nur stumm.

„Die Mutter zerfloß in Thränen. Sie konnte sich nicht von mir trennen, und außerdem kannte sie ja meine Bernbegehr, meine Liebe zu den Büchern. Ihrem Bitten und Flehen gelang es, meine unangenehme Ausnahme in das Gymnasium zu bewirken. Und um mich mit den kostspieligen Büchern, den notwendigen Kleidern zu versehen, arbeitete sie des Nachts mit ihren armen Händen, von der Kälte geschwollenen Händen an der Nähmaschine. Mein armes Mütterchen!“ Robert Hiller schluchzte fast, und seine Augen standen voll Wasser, aber plötzlich rief er wieder hart und heftig: „Und während sie sich für ihr Kind, das auch das Deine war, zu Tode mühte, lebtest Du hier in Deinem reichen, üppigen Hause, geachtet und hochgeehrt, in Herrlichkeit und Freudn!“

Auch in des Konjuls Augen schimmerte es von verhaltenen Thränen. „Ich wüßte es nicht, Robert“, sagte er bewegt, „das wüßte ich nicht!“

„Ich kenne keine Frau auf Erden, die mehr Hochachtung, mehr Liebe verdient, als meine Mutter!“ fuhr der junge Mann fort, ohne sich um des Konjuls Bewegung zu kümmern, „und dennoch konntest Du sie verlassen, dennoch gabst Du sie der Noth und der Schande preis! — Und warum?“ — War meine Mutter nicht eben so gut, wie Wolofs Mutter? War sie nicht schön, jung, fromm und unbescholten, wie sie — bis — bis Du ihr begegnetest?! — Hast Du ihr nicht geschworen, daß Du mich anerkennen und mir meine ehelichen Namen geben wärdst — Deinen Namen! Wie aber hast Du Deinen Eid gehalten?“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stunde der Gefahr.

John Warner sah vor seinem Telegraphentische, ein wenig bleich vielleicht, aber scheinbar ruhig und in keiner Weise angeregt durch seine momentan außerordentliche Situation. Ein Freund, der einen breittämpferigen Hut trug und in das rauhe Kostüm eines Hinterwäldlers gekleidet war, lehnte hinter dem Tische, auf welchem sein rechter Ellenbogen ruhte, und in seiner Rechten hielt er einen kleinen schließelartigen Revolver. Die Mündung war auf John Warner gerichtet. Und dabei gab es folgendes Gespräch: „Um welche Zeit kommt Noth des Telegraphen?“ — „Er sollte in einer halben Stunde da sein, aber er hat über eine Stunde Verspätung.“ — „Eine Stunde Verspätung, he?“ — „Ja, außerdem hält er hier nicht. Wenn Sie den Telegraphen nehmen wollen, müssen Sie nach Bloomville gehen.“ — „Aber wenn Sie nach Bloomville telegraphiren, daß er hier anhalten soll, würde er es nicht thun?“ — „Nein, gewiß nicht.“ — „Hat er nicht schon oft hier gehalten?“ — „Ein oder zweimal.“ — „Was veranlaßte ihn dazu?“ — „Ein Brief von dem Absender des Trains.“ — „Wo lebt dieser?“ — „In Center-City.“ — „Was für Telegramme von Center-City nach hier?“ — „Ratirich.“ — „Ganz recht. Dann könnten Sie von hier ein Telegramm abenden, von dem die Leute in Bloomville nicht wissen würden, daß es nicht von Center-City kommt, nicht wahr?“ — „Ich könnte, aber würde man ich es verlangt? Nun, junger Mann, ich will deutlich mit Ihnen reden. Wenn Sie das nicht abenden, was ich Ihnen sage, werde ich ein paar Kugeln durch Sie senden. Wir haben das Geleise gerade an der Krümmung fest halten und es wird unabänderlich ein Zusammenstoß geben. Man wünscht mir aber Niemand zu quälen. Wir wollen nur ein gewisses Paket, das in einem Telegraphenwagen ist. Wir wissen, es ist auf diesem Train. Vielleicht sind wir gezwungen, Einige von dem Zugepersonal zu tödten, und wahrscheinlich wird auch ein Extramann das Paket bewachen, denn es ist werthvoll. Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß der Zug hier anhält, so kostet es vielleicht fünfzig Personen das Leben und Sie selber werden erschossen.“ — „Thun Sie es, so werden die Leute in den Schlafwagen gar nicht wissen, daß etwas nicht in Ordnung ist, und wir bekommen das Geld, ohne weiter irgend Jemand zu belästigen. Verstanden?“ — „Ich verstehe. Lassen Sie mich einen Moment nachdenken.“ — „Nun beileben Sie sich. Es ist keine Zeit zu verlieren.“ — „Ist das Geleise schon jetzt aufgerissen, oder wollen Sie es erst thun, wenn ich den Zug nicht anhalte?“ — „Das Geleise ist schon aufgerissen.“ — „Ganz recht. Ich werde den Telegraphen anhalten.“ — „Nun, sehen Sie her, junger Mann. Ich wünsche, daß Sie mich verstehen. Wenn Sie irgend ein Narrentreiben verüben, werden Sie uns nicht fangen, und Sie werden erschossen. Niemand kann hierher kommen, denn meine Freunde umlagern die Station und lassen keinen Menschen sich nähern.“ — „Bei

Nacht kommt ohnebieds Niemand hierher. Auch bei Tag ist es selten.“ — „Ganz recht. Ich wünsche nur, daß Sie die Lage verstehen, in der Sie sich befinden. Wir Alle haben schnelle Pferde, und wenn Sie auch ein Regiment mit dem Train brächtig, könnten Sie uns nicht fangen, und Sie würden einige Kugeln in Ihnen haben, ehe ich zu Pferde säße.“ — „Ich verstehe.“ — „Wieder ganz recht! Dann vorwärts.“ Der Telegraphist legte seine Hand an den Apparat, aber er sah nachdenklich, ohne darauf zu drücken. „Nun, sehen Sie dazu, und schnell! Ich lasse mich nicht narren!“ Der Telegraphist wendete sich so rasch gegen ihn, daß der Mann seinen Revolver ein wenig erhob. „Werden Sie Ihr verdammt Maul halten?“ — „Ich verstehe.“ — „Ich werde anfangen, wenn ich bereit bin, vergessen Sie das nicht. Ich kenne meinen Apparat. Wenn es Ihnen nicht recht ist, so schiefen Sie und lassen Sie sich hängen dafür, oder telegraphiren Sie selber dann.“ — „Das ist die rechte Art zu reden“, rief der Begelegerer mit Bewunderung. „Ich will verdammt sein, wenn ich je einen Menschen vor der Mündung einer Schießwaffe so reden höre. Aber nun gehen Sie daran, und wenn Sie Ihre Sache recht machen, sollen Sie einen Antheil an der Beute haben. Es ist etwas ermüdend, hier zu stehen, so will ich nur einen Stuhl nehmen. Weiter mißgehe ich mich nicht ein.“ — „Gut, thun Sie, als ob Sie zu Hause wären“, sagte der Telegraphist. Dann begann er zu telegraphiren. „Klick-a-klick, klick-a-klick“ ging es rasch in den Apparat. — „Was ist das?“ fragte der Begelegerer. „Es ist ja immer dasselbe Ding.“ — „So ist's! Ich rufe die Offize in Bloomville.“ — „Klick-a-klick, klick-a-klick-schud!“ — „So, jetzt hat man mich gehört. Nun, unterbrechen Sie mich nicht. Wenn ich fertig bin, werde ich Ihnen sagen, was ich telegraphire.“ Der Begelegerer lehnte sich vorwärts mit einem Ausdruck von Verwirrung und ohne Zweifel wünschte er jetzt über das Telegraphiren so viel zu wissen wie über das Schießen. — „Ist Siebens da?“ fragte der Telegraphist in Bloomville. — „Sagen Sie ihm, Warner wünscht ihn.“ Dann folgte eine Pause, bis der Apparat auf der einlauen Eisenbahnstation antwortete. Warner sandte rasch das folgende Telegramm: „Die Station ist in der Nacht eines Schurken, der mit einem Revolver auf mich zielt, während ich arbeite. Ich denke, es ist die Bande von Jama, welche die Station umlagert. Sie wollen den Telegraphen berauben. Man nimmt an, ich telegraphire, daß der Zug hier anhalten soll. Kann nicht ein Spezialtrain kommen mit dem Sheriff und genügender Mannschaft, um die Bande festzunehmen?“ Die Antwort war: „Es soll geschehen. Es ist ein Train da mit sechs Waggons, in denen die Mannschaft kommen wird.“ — „Nein, thun Sie das nicht“, wurde entgegnet. „Lassen Sie einen Passagier-Train abgehen, mit einem Pullmann-Waggon hinten, daß es ausreicht, wie ein Expresszug. Dann senden Sie ihn zur Zeit des Expresszuges.“ — „Gute Idee“, war die Antwort. „Aber was werden Sie thun? Man wird Sie erschließen.“ — „Können Sie eine Verbindung mit dem Bogenlicht der Stadt herstellen, daß der volle Strom hierher kommt? Ich würde ihn dann mit dem Keil hier in Connez bringen, und er wird niemals wissen, was ihn niedergeschlagen hat.“ — „Wir haben nicht Zeit dazu. Wir müßten in die Dynamo-Offize hinabgehen und sie bewegen, alle Lichter der Stadt zu löschen und dann die Verbindungen heraufstellen. Es würde zu lange dauern und könnte auch großes Brandunglück herbeiführen. Aber ich kann Ihnen alle Jollströme zuenden, die wir hier haben, und das muß Fieber von der Jama-Bande löshen oder vielleicht tödten. Jedenfalls könnten Sie ihm den Revolver nehmen, ehe er sich erholt. Wenn Sie bereit sind, rufen Sie die Offize.“ — „Es scheint, daß man viel telegraphiren muß, um einen Train anzuhalten“, sagte jetzt der Begelegerer unruhig. — „So ist es. Sie wissen, der Zug hat Verspätung und man will ihn nicht wieder halten lassen. Ich sagte Ihnen, daß es hier einen besonderen Grund dazu gäbe, und Sie wollen alle Details wissen. Nun muß ich mich ein wenig bewegen. Ich muß den Draht nach Center-City abschneiden. Thue ich es nicht, so können sie dahin telegraphiren, betriebs besondern Grundes, und dann ist es aus mit uns.“ — „Das ist recht; vorwärts!“ — „Nun lassen Sie nur den Revolver nicht losgehen.“ — „Er geht niemals los, bis ich es will, und dann ist es sicherer Tod. So lange Sie ehlich gegen mich sind, wird er nicht losgehen.“ Der Telegraphist ging zu einem Schranz und nahm ein Stück Draht heraus, an dem er an einem Ende eine Schere befestigte. Das andere Ende wurde mit dem viden Draht von Bloomville verbunden. Dann setzte sich der Telegraphist wieder an seinen Platz. „Klick-a-klick“ ließ sich der Apparat vernehmen. Im nächsten Augenblick war ein blendendes grünliches Licht in dem Zimmer. Der Begelegerer sprang empor. „Donnermetter“, rief er, „was ist das?“ — „Sie haben das Rechte getroffen. Es donnert und blitzt irgendwo.“ — „Wenn es uns nur nicht übernüsse in den Weg legt.“ — „Ach, das kann ich schon abwenden. Reichen Sie mir rasch den Schraubenzieher dort.“ Der Schraubenzieher wurde ihm gebracht, aber die Pistole blieb dabei immer auf ihn gerichtet. Der Begelegerer war nicht der Mann, einen Augenblick unachtsam zu sein. Warner arbeitete einen Moment mit dem Schraubenzieher, dann sagte er heftig: „Geben Sie mir die Schere; aber im nächsten Moment zog er mit einem glänzenden Aufschrei gegen die Wand und stürzte dann zu Boden. Die Hände empor, Schurke!“ rief Warner, seine eigene Pistole auf ihn richtend. — Bald nachher wurde die ganze Bande gefangen, und der Sheriff brachte sie mit seiner Mannschaft nach Bloomville.

Für Redaktion beantwortlich: G. Koenig.

Verlag und Druck von H. Rietzschmann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblatts: Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.